

KEN FOLLETT

DIE NADEL



ROMAN

BASTEI ENTERTAINMENT 

Inhalt

Cover

Über den Autor

Titel

Impressum

Danksagung

Vorwort

Zitat

Erster Teil - Kapitel 1

Erster Teil - Kapitel 2

Erster Teil - Kapitel 3

Erster Teil - Kapitel 4

Erster Teil - Kapitel 5

Erster Teil - Kapitel 6

Zweiter Teil - Kapitel 7

Zweiter Teil - Kapitel 8

Zweiter Teil - Kapitel 9

Zweiter Teil - Kapitel 10

Zweiter Teil - Kapitel 11

Zweiter Teil - Kapitel 12

Dritter Teil - Kapitel 13

Dritter Teil - Kapitel 14

Dritter Teil - Kapitel 15

Dritter Teil - Kapitel 16

Dritter Teil - Kapitel 17

Dritter Teil - Kapitel 18

Vierter Teil - Kapitel 19

Vierter Teil - Kapitel 20

Vierter Teil - Kapitel 21

Vierter Teil - Kapitel 22

Vierter Teil - Kapitel 23

Vierter Teil - Kapitel 24

Fünfter Teil - Kapitel 25
Fünfter Teil - Kapitel 26
Fünfter Teil - Kapitel 27
Fünfter Teil - Kapitel 28
Fünfter Teil - Kapitel 29
Fünfter Teil - Kapitel 30
Sechster Teil - Kapitel 31
Sechster Teil - Kapitel 32
Sechster Teil - Kapitel 33
Sechster Teil - Kapitel 34
Sechster Teil - Kapitel 35
Sechster Teil - Kapitel 36
Sechster Teil - Kapitel 37
Sechster Teil - Kapitel 38
Epilog

Über den Autor

Ken Follett, geboren 1949 in Cardiff, Wales, arbeitete nach dem Studium als Zeitungsreporter. Mit dem Spionagethriller *Die Nadel* (1979) schaffte er den Durchbruch als Schriftsteller. Seinen größten Erfolg feierte er mit dem Weltbestseller *Die Säulen der Erde* (1990), das bei der Wahl der Lieblingsbücher der Deutschen 2004 im ZDF den dritten Platz belegte. Neben seinem Interesse für Geschichte engagiert sich Ken Follett auch politisch; seine Frau Barbara gehörte als Labour-Abgeordnete dem britischen Unterhaus an. Außerdem spielt er zum Vergnügen Bass-Gitarre in einer Bluesband und setzt sich im Rahmen einer Stiftung für die Leseförderung ein.

KEN FOLLETT

DIE NADEL

Roman

Aus dem Englischen von
Bernd Rullkötter

Neu bearbeitet und ergänzt
von Walter Bodemer

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Titel der englischen Originalausgabe:

»STORM ISLAND«

Für die Originalausgabe:

Copyright © 1978 by Ken Follett

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 1979 by Bastei Lübbe AG, Köln

Coverbild: © stock.xchng

Covergestaltung: Rolf Hörner, Bergisch Gladbach

E-Book-Produktion: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

ISBN 978-3-8387-0060-1

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

DANKSAGUNG

Mein Dank an Malcolm Hulke
für unschätzbare Hilfe,
großzügig gewährt.

VORWORT

Zu Beginn des Kriegsjahres 1944 stellte der deutsche Geheimdienst Beweismaterial für die Anwesenheit einer riesigen Armee im Südosten Englands zusammen.

Aufklärungsflugzeuge brachten Photographien von Kasernen und Flugplätzen sowie von Schiffsflotten in *The Wash* zurück; General George S. Patton wurde gesichtet, wie er in seiner unverwechselbaren blaßroten Reiterhose seine weiße Bulldogge ausführte; es gab immer wieder regen Funkverkehr zwischen Einheiten, die in der Gegend stationiert waren; deutsche Spione in Großbritannien bestätigten die Vorgänge in ihren Berichten.

Natürlich gab es keine Armee. Die Schiffe waren Nachbildungen aus Gummi und Holz; die Kasernen waren reine Filmkulisse; die Funksignale waren ohne Bedeutung; die Spione waren Doppelagenten.

Der Feind sollte fälschlicherweise glauben, die Landung erfolge im Pas de Calais, damit die Landung in der Normandie am *D-Day* als Überraschungscoup gelingen konnte.

Es war ein gewaltiges, fast unmögliches Täuschungsmanöver. Tausende von Menschen waren an dessen Durchführung beteiligt. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn keiner von Hitlers Spionen je davon erfahren hätte.

Gab es überhaupt Spione? Damals glaubten die Engländer, von Mitgliedern der sogenannten Fünften Kolonne umgeben zu sein. Nach dem Krieg entstand der Mythos, der englische Geheimdienst MI5 habe bis Weihnachten 1939 alle fassen können. In Wahrheit scheint

es nur sehr wenige gegeben zu haben, und der MI5 enttarnte fast alle.

Aber einer genügt schon ...

Wir wissen, daß die Deutschen in Südostengland das sahen, was sie sehen sollten; daß sie einen Trick vermuteten und daß sie sich sehr bemühten, die Wahrheit herauszufinden.

Soweit ist alles Geschichte. Was folgt, ist frei erfunden. Aber ich glaube, so ähnlich ist es geschehen ...

Camberley, Surrey
Juni 1977

Fast alle Deutschen wurden getäuscht – nur Hitler hatte eine richtige Vermutung, zögerte aber, ihr gemäß zu handeln.

A. J. P. Taylor

English History 1914-1945

ERSTER TEIL – KAPITEL 1

Es war der kälteste Winter seit fünfundvierzig Jahren. Die Dörfer waren eingeschneit, und die Themse war zugefroren. An einem Tag im Januar verspätete sich der Zug von Glasgow nach London sogar um 24 Stunden. Der Schnee und die Verdunklung ließen das Autofahren immer gefährlicher werden: Die Zahl der Unfälle verdoppelte sich, und die Menschen erzählten sich Witze darüber, daß es gefährlicher sei, mit einem *Austin Seven* nachts durch Picadilly zu fahren, als mit einem Panzer durch den Westwall zu stoßen.

Als der Frühling endlich kam, war es herrlich. Sperrballons trieben majestätisch am hellen, blauen Himmel, und Soldaten auf Heimaturlaub flirteten mit Mädchen in ärmellosen Kleidern auf den Straßen von London.

London wirkte kaum wie die Hauptstadt eines Landes, das sich im Krieg befand. Natürlich gab es Anzeichen dafür. Henry Faber, der mit dem Rad von Waterloo Station nach Highgate fuhr, bemerkte sie: Haufen von Sandsäcken vor wichtigen öffentlichen Gebäuden, Anderson-Schutzräume in den Gärten der Vorstädte, Propagandaplakate über Evakuierung und Luftschutz. Faber fiel diese Dinge auf – er war weit aufmerksamer als ein durchschnittlicher Eisenbahnangestellter. Er sah Scharen von Kindern in den Parks und schloß daraus, daß die Landverschickung ein Fehlschlag gewesen war. Ihm entging nicht die Zahl der Autos, die trotz der Benzinrationierung auf der Straße fuhren, und er las, welche neuen Modelle die Autofirmen ankündigten. Faber wußte, was es bedeutete, daß Arbeiter zur Nachtschicht in die Fabriken strömten, in denen

wenige Monate zuvor die Tagschicht kaum genug zu tun gehabt hatte. Vor allem beobachtete er die Truppenverschiebungen per Eisenbahn: Alle Papiere gingen über sein Büro. Daraus ließ sich eine Menge erfahren. Heute hatte er zum Beispiel einen Stoß Formulare abgestempelt, die ihn vermuten ließen, daß eine neue Expeditionsstreitmacht zusammengezogen wurde. Er war sich recht sicher, daß sie aus rund hunderttausend Mann bestehen und für Finnland bestimmt sein würde.

Es gab Anzeichen, ja, aber das Ganze hatte etwas Komisches an sich. Im Radio machte man sich über den Bürokratismus der Kriegsverordnungen lustig, in den Luftschutzbunkern wurde gemeinsam gesungen, und modebewußte Frauen trugen ihre Gasmasken in eigens von Modeschöpfern entworfenen Behältern. Man unterhielt sich über den Sitzkrieg. Er überstieg, wie ein Kinofilm, die eigene Erlebniswelt, war aber zugleich trivial. Und bislang hatte sich noch jeder Fliegeralarm als blinder Alarm erwiesen.

Faber sah die ganze Sache anders – aber er war auch ein ganz anderer Mensch.

Er bog mit seinem Rad in die Archway Road und beugte sich ein wenig vor, um die Steigung besser zu bewältigen; seine langen Beine pumpten so unermüdlich wie die Kolben einer Lokomotive. Für sein Alter war er sehr fit. Er war neununddreißig, was er allerdings verschwieg; er log fast in allem, um sich nicht unnötig zu gefährden.

Faber begann zu schwitzen, während er den Hügel nach Highgate hochstrampelte. Das Haus, in dem er wohnte, war eines der am höchsten gelegenen Londons, deshalb hatte er es sich ausgesucht. Es war ein viktorianischer Ziegelbau am Ende einer Terrasse von sechs gleichartigen Bauten. Die Häuser waren hoch, schmal und finster – wie der Geist der Männer, für die sie gebaut worden waren. Jedes besaß drei Stockwerke und ein Untergeschoß mit einem Dienstboteneingang. Für das gehobene Bürgertum

des 19. Jahrhunderts war ein Dienstboteneingang unverzichtbarer Bestandteil, selbst wenn man keine Diener hatte. Faber war zynisch, was die Engländer anging.

Nummer sechs hatte Mr. Harold Garden gehört, dem Besitzer von *Garden's Tea and Coffee*, einer kleinen Firma, die während der Weltwirtschaftskrise pleite ging. Da er nach dem Prinzip gelebt hatte, daß Zahlungsunfähigkeit eine Todsünde ist, war dem bankrotten Mr. Garden nichts anderes übriggeblieben, als zu sterben. Das Haus war alles, was er seiner Witwe hinterlassen hatte, die nun Zimmer vermieten mußte. Sie hatte Spaß an ihrer Rolle als Hauswirtin, obwohl die Etikette ihres gesellschaftlichen Standes verlangte, daß sie so tat, als schäme sie sich dessen ein bißchen. Faber hatte ein Zimmer mit Dachfenster im Obergeschoß. Er wohnte dort von Montag bis Freitag und erzählte Mrs. Garden, daß er das Wochenende bei seiner Mutter in Erith verbringe. In Wirklichkeit hatte er eine weitere Hauswirtin in Blackheath, die ihn Mr. Baker nannte und ihn für den Handelsreisenden einer Papierwarenfirma hielt, der die ganze Woche unterwegs war.

Er schob sein Rad unter den finsterabweisenden, hohen Vorderzimmerfenstern vorbei den Gartenpfad hinauf. Dann stellte er es in den Schuppen und kettete es mit einem Vorhängeschloß am Rasenmäher an - es war nämlich verboten, ein Fahrzeug unverschlossen abzustellen. Die Saatkartoffeln in den Kisten, die überall im Schuppen standen, trieben Keime. Mrs. Garden pflanzte jetzt auf ihren Blumenbeeten Gemüse an - ihr Beitrag zum Krieg an der Heimatfront.

Faber betrat das Haus, hängte seinen Hut an den Ständer im Flur, wusch sich die Hände und ging hinein zum Abendessen. Drei der anderen Mieter aßen schon: ein pickeliger Junge aus Yorkshire, der unbedingt Soldat werden wollte, ein Süßwaren-Vertreter mit Geheimratsecken und sandfarbenem Haar und ein

pensionierter Marineoffizier, der nach Fabers Überzeugung an Altersschwachsinn litt. Faber nickte ihnen zu und setzte sich.

Der Vertreter erzählte gerade einen Witz. »Der Staffelführer sagte: »Sie sind entschieden zu früh zurück!« Da drehte sich der Pilot um und sagte: »Warum? Ich habe meine Flugblätter bündelweise abgeworfen. War das nicht richtig?« Da meinte der Staffelführer: »Um Gottes willen, Sie hätten jemanden verletzen können!««

Der Marineoffizier lachte gackernd, und Faber lächelte. Mrs. Garden kam mit einer Teekanne herein. »Guten Abend, Mr. Faber. Wir haben schon ohne Sie angefangen. Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus.«

Faber bestrich eine Scheibe Vollkornbrot dünn mit Margarine und sehnte sich für einen Moment nach einer Scheibe fetter Wurst. »Ihre Saatkartoffeln können gepflanzt werden«, sagte er.

Er beeilte sich mit dem Essen. Die anderen diskutierten darüber, ob Chamberlain entlassen und durch Churchill ersetzt werden solle. Immer, wenn Mrs. Garden etwas sagte, blickte sie Faber an und schien auf seine Reaktion zu warten. Sie hatte ein gerötetes Gesicht und war ein bißchen übergewichtig. Obwohl sie in Fabers Alter war, trug sie die Kleidung einer Dreißigjährigen. Faber hatte schnell gemerkt, daß sie nach einem neuen Mann Ausschau hielt. Er beteiligte sich nicht an der Diskussion.

Mrs. Garden drehte das Radio an. Es sumnte eine Weile, dann sagte ein Sprecher: »Hier ist der BBC *Home Service. It's That Man Again!*«

Faber kannte die Sendung. Regelmäßig trat ein deutscher Spion namens Funf auf. Faber entschuldigte sich und ging auf sein Zimmer.

Nach der Sendung *It's That Man Again* blieb Mrs. Garden allein im Wohnzimmer zurück. Der Marineoffizier war mit dem Vertreter in den Pub gegangen, und der Junge aus

Yorkshire, der fromm war, in eine Gebetsstunde. Sie saß mit einem kleinen Glas Gin im Wohnzimmer, betrachtete die Verdunklungsvorhänge und dachte an Mr. Faber. Wenn er nur nicht soviel Zeit in seinem Zimmer verbringen würde! Sie brauchte Gesellschaft, und zwar seine.

Solche Gedanken weckten Schuldgefühle in ihr; um diese zu beschwichtigen, dachte sie an Mr. Garden. Bilder der Erinnerung kamen in ihr hoch, vertraut, aber so verschwommen wie eine alte Filmkopie mit ausgeleierter Spule und einem unverständlichen Tonstreifen. Obwohl sie sich gut daran erinnern konnte, wie es war, ihn bei sich im Zimmer zu haben, konnte sie sich nur mit Mühe sein Gesicht oder seine Kleidung oder seine Bemerkungen zu den Kriegsnachrichten des Tages vorstellen. Er war ein kleiner, flinker Mann gewesen, erfolgreich im Geschäft, wenn das Glück ihm lächelte, und erfolglos, wenn nicht, zurückhaltend vor anderen und von unersättlicher Zärtlichkeit im Bett. Sie hatte ihn sehr geliebt. Wenn dieser Krieg erst einmal richtig angefangen hatte, würde es viele Frauen in ihrer Lage geben. Sie goß sich einen weiteren Drink ein.

Mr. Faber war so ruhig – das war das Problem. Er schien keine Laster zu haben. Er rauchte nicht, er roch nie nach Alkohol, und er verbrachte fast jeden Abend in seinem Zimmer und hörte im Radio klassische Musik. Außerdem las er viele Zeitungen und machte lange Spaziergänge. Sie vermutete, daß er trotz seiner niederen Stellung sehr klug war. Seine Beiträge zum abendlichen Gespräch im Eßzimmer waren immer etwas durchdachter als die der anderen. Sicher könnte er eine bessere Stelle bekommen, wenn er es versuchte. Doch offenbar interessierte ihn das nicht.

Das gleiche galt für sein Aussehen. Er hatte eine gute Figur, war hochgewachsen, mit recht muskulösem Nacken und breiten Schultern, ohne ein Gramm Fett. Er hatte lange Beine, ein kräftiges Gesicht mit hoher Stirn, nicht zu

kurzem Kinn und hellblauen Augen; es war nicht hübsch wie das eines Filmstars, doch ein Gesicht, das einer Frau gefällt. Sein Mund allerdings war klein und dünnlippig. Sie stellte sich vor, daß er grausam sein konnte. Mr. Garden war zu jeder Grausamkeit unfähig gewesen.

Trotzdem gehörte Mr. Faber auf den ersten Blick nicht zu den Männern, nach denen eine Frau sich umdrehen würde. Die Hose seines alten, abgetragenen Anzugs war immer ungebügelt – sie hätte das mit Freuden für ihn getan, doch er bat sie nie darum –, und er trug immer einen schäbigen Regenmantel und eine flache Schauermannsmütze. Er hatte keinen Schnurrbart. Sein Haar ließ er alle zwei Wochen kurz schneiden. Es war, als wolle er nach nichts aussehen.

Er brauchte eine Frau, darüber gab es keinen Zweifel. Sie fragte sich einen Moment lang, ob er das war, was man als »weibisch« bezeichnete, verwarf den Gedanken jedoch sofort. Er brauchte eine Frau, die ihn herausputzte und seinen Ehrgeiz weckte. Sie brauchte einen Mann, der ihr Gesellschaft leistete und – sie liebte.

Aber er machte nicht den geringsten Annäherungsversuch. Manchmal hätte sie vor Enttäuschung schreien können. Dabei war sie sich sicher, daß sie attraktiv aussah. Während sie sich einen weiteren Gin einschenkte, schaute sie in den Spiegel. Sie hatte ein nettes Gesicht, blondes lockiges Haar und genug, an dem sich ein Mann festhalten konnte ... Sie kicherte. Wahrscheinlich war sie beschwipst.

Sie nippte an ihrem Drink und überlegte, ob *sie* den ersten Schritt machen sollte. Mr. Faber war offensichtlich schüchtern – chronisch schüchtern. Das andere Geschlecht war ihm nicht gleichgültig – das hatte sie bei zwei Gelegenheiten an seinen Augen ablesen können, als er sie im Nachthemd gesehen hatte. Sollte sie ihm gegenüber vielleicht keß auftreten? Was hatte sie schon zu verlieren? Sie versuchte, sich das Schlimmste vorzustellen.

Angenommen, er würde sie zurückweisen. Nun, es wäre peinlich – sogar demütigend, aber niemand brauchte etwas davon zu erfahren. Er würde eben ausziehen müssen.

Der Gedanke, einen Korb zu bekommen, hatte ihr die ganze Lust verdorben. Sie stand langsam auf. Es war Zeit, ins Bett zu gehen. Wenn sie im Bett noch einen Gin trank, würde sie schlafen können. Sie nahm die Flasche mit nach oben.

Ihr Schlafzimmer lag unter dem von Mr. Faber. Während sie sich auszog, konnte sie Geigenmusik aus seinem Radio hören. Sie zog ein neues Nachthemd an – rosa, mit besticktem Ausschnitt, und niemand würde es bewundern! Wie Mr. Faber wohl nackt aussehen würde? Wahrscheinlich hatte er keinen Bauch, aber Haare auf der Brust und hervorstehende Rippen. Er war ja schlank. Vielleicht war sein Hintern auch nicht sehr groß? Sie kicherte wieder und dachte: »Ich bin unmöglich.«

Dann goß sie sich ihren letzten Drink ein. Sie nahm den Drink mit ins Bett und holte ihr Buch; aber es war ihr zu anstrengend, sich auf die Buchstaben zu konzentrieren. Außerdem war sie der Abenteuer aus zweiter Hand überdrüssig. Geschichten über gefährliche Liebschaften sind angenehm zu lesen, wenn einem der eigene Ehemann treu und sicher ist, aber eine Frau braucht mehr als die Romane von Barbara Cartland. Sie nippte an ihrem Gin und wünschte sich, daß Mr. Faber das Radio abstellen würde. Es war, als versuche man, bei einem Tanztee zu schlafen!

Natürlich könnte sie ihn bitten, es abzuschalten. Sie schaute auf die Uhr neben ihrem Bett: Es war nach zehn. Sie könnte ihren Morgenrock anziehen, der zu ihrem Nachthemd paßte, ihr Haar ein wenig durchkämmen, dann in ihre Hausschuhe schlüpfen – ganz hübsche, mit einem Rosenmuster –, hinauf zum nächsten Treppenabsatz huschen, ja – und einfach leise an seine Tür klopfen. Er würde aufmachen, vielleicht mit Hose und Unterhemd bekleidet, und sie dann so ansehen, wie er sie angesehen

hatte, als sie im Nachthemd auf dem Weg ins Badezimmer gewesen war ...

»Du dumme alte Kuh«, sagte sie laut zu sich selbst. »Du suchst doch nur nach einer Ausrede, um hinaufgehen zu können.«

Warum brauchte sie überhaupt einen Vorwand? Sie war erwachsen, es war ihr Haus, und in zehn Jahren hatte sie keinen Mann kennengelernt, der genau der Richtige gewesen wäre. Und, zum Teufel, sie brauchte einen starken, harten, behaarten Mann über sich, der auf ihren Brüsten liegen, ihr in die Ohren keuchen und ihr mit seinen breiten, flachen Händen zwischen die Schenkel fahren würde. Denn schon morgen könnten die Deutschen Gasbomben abwerfen, und alle würden sie röchelnd an dem Gift sterben. Und sie hätte ihre letzte Chance verspielt.

Sie leerte ihr Glas, stand auf, zog ihren Morgenrock an, schlüpfte in ihre Hausschuhe und holte ihren Schlüsselbund, falls er die Tür abgeschlossen hatte und ihr Klopfen wegen des Radios nicht hören konnte.

Niemand war auf dem Treppenabsatz. Sie fand die Treppe in der Dunkelheit. Zwar hatte sie vor, die knarrende Stufe auszulassen, doch sie stolperte auf dem losen Teppich und machte dadurch besonders viel Lärm. Aber niemand schien sie zu hören, deshalb ging sie weiter und pochte ganz oben an die Tür. Vorsichtig drückte sie den Griff hinunter. Die Tür war abgeschlossen.

Das Radio wurde leiser gestellt, und Mr. Faber rief: »Ja, bitte?«

Er hatte eine gute Aussprache: Seine Stimme war weder die eines Cockneys noch die eines Ausländers, sie war ganz einfach angenehm akzentfrei.

Sie fragte: »Dürfte ich mit Ihnen sprechen?«

Er schien zu zögern, dann antwortete er: »Ich bin schon ausgezogen.«

»Ich auch«, sagte sie kichernd und öffnete die Tür mit ihrem Zweitschlüssel. Er stand mit einer Art Schraubenzieher in der Hand vor dem Radio. Er trug eine Hose, aber kein Unterhemd. Sein Gesicht war weiß, er schien zu Tode erschrocken.

Sie trat ein und schloß die Tür hinter sich. Was sollte sie sagen? Plötzlich erinnerte sie sich an einen Satz aus einem amerikanischen Film und fragte: »Würden Sie ein einsames Mädchen zu einem Gläschen einladen?« Es war eigentlich albern, da sie wußte, daß er keinen Alkohol auf dem Zimmer hatte, und ihr Aufzug zum Ausgehen bestimmt nicht geeignet war. Aber es klang verführerisch.

Es schien die gewünschte Wirkung zu haben. Ohne ein Wort zu sagen, kam er langsam auf sie zu. Sie machte einen Schritt nach vorne, seine Arme umfingen sie, sie schloß die Augen und hob das Gesicht. Er küßte sie, und sie bewegte sich ein wenig in seinen Armen. Dann spürte sie einen entsetzlichen, unerträglich stechenden Schmerz im Rücken und öffnete den Mund, um zu schreien.

Er hatte sie auf der Treppe stolpern hören. Wenn sie noch eine Minute länger gewartet hätte, wären der Sender wieder in seinem Koffer und die Codebücher in der Schublade gewesen, und sie hätte nicht zu sterben brauchen. Bevor er das Beweismaterial jedoch hatte verstecken können, war der Schlüssel im Schloß zu hören gewesen. Als sie die Tür öffnete, hatte das Stilett schon in seiner Hand gelegen.

Da sie sich in seinen Armen wand, verfehlte Faber ihr Herz mit dem ersten Stich der Waffe. Er mußte ihr die Finger in den Rachen stecken, um sie am Schreien zu hindern. Noch einmal stieß er zu, doch sie bewegte sich wieder, so daß die Klinge eine Rippe traf und nur ihre Haut oberflächlich ritzte. Dann spritzte das Blut heraus, und er wußte, daß es keine saubere Arbeit sein würde. Das war es nie, wenn man nicht mit dem ersten Stoß traf.

Sie zappelte jetzt zu sehr, um mit einem Stich getötet zu werden. Er ließ die Finger in ihrem Mund, packte sie mit dem Daumen am Kinn und stieß sie gegen die Tür zurück. Ihr Kopf knallte gegen das Holz. Wenn er nur das Radio nicht leiser gestellt hätte! Aber wie hätte er so etwas auch ahnen sollen?

Er zögerte, bevor er sie umbrachte, denn es wäre viel besser, wenn sie auf dem Bett stürbe – besser für die Vertuschung, die er schon zu planen begann –, aber wie konnte er sie dorthin schaffen, ohne Lärm zu machen. Er packte ihr Kinn noch fester, preßte ihren Kopf gegen die Tür, so daß sie ihn nicht bewegen konnte, und holte weit aus. Die Klinge riß ihr fast die ganze Kehle auf, denn das Stilett war kein Messer mit scharfer Schneide. Faber mochte diese Tötungsart nicht sonderlich.

Er sprang zurück, um den Blutspritzern auszuweichen, und machte dann wieder einen Schritt nach vorne, um sie aufzufangen, bevor sie zu Boden fiel. Danach schleppte er sie zum Bett, wobei er versuchte, ihren Hals nicht anzusehen, und legte sie hin.

Faber hatte schon vorher getötet, weshalb er mit der Reaktion rechnete: Sie kam immer, sobald er sich sicher fühlte. Er ging hinüber zu dem Ausguß in der Zimmerecke und wartete darauf. Sein Gesicht war in dem kleinen Rasierspiegel zu sehen. Es war weiß, und seine Augen blickten starr. Er betrachtete sein Spiegelbild und dachte: *Mörder*. Dann übergab er sich.

Danach fühlte er sich besser. Jetzt konnte er an die Arbeit gehen. Er wußte, was zu tun war. Noch während er sie getötet hatte, waren ihm die Einzelheiten klargeworden.

Er wusch sich das Gesicht, putzte sich die Zähne und säuberte das Waschbecken. Dann setzte er sich an den Tisch neben das Funkgerät. Er schaute in sein Notizbuch, fand die Stelle und begann, den Code zu senden. Es war eine lange Meldung – über die Aufstellung einer Armee für

Finnland. Mittendrin wurde er unterbrochen; er schrieb die Mitteilung in Chiffre auf den Notizblock. Als er fertig war, verabschiedete er sich mit: »Grüße an Willi.«

Nachdem Faber das Sendegerät säuberlich in einen Spezialkoffer eingepackt hatte, verstaute er seine restlichen Habseligkeiten in einen zweiten Koffer. Er zog seine Hose aus, tupfte die Blutflecke mit einem Schwamm ab und wusch sich dann am ganzen Körper.

Schließlich blickte er zu der Leiche hinüber.

Jetzt war sie ihm gleichgültig. Es war Krieg, und sie waren Feinde. Sie oder er! Die Frau war eine Bedrohung gewesen; nun verspürte er nur noch Erleichterung darüber, daß diese Bedrohung beseitigt war. Sie hätte ihn nicht erschrecken sollen.

Trotzdem war der letzte Schritt widerwärtig. Er öffnete ihren Morgenrock, hob ihr Nachthemd und zog es bis zu ihrer Hüfte hoch. Sie trug einen Schlüpfer. Er zerriß ihn, so daß ihr Schamhaar zu sehen war. Arme Frau, sie hatte ihn nur verführen wollen! Aber er hätte sie nicht aus dem Zimmer bekommen, ohne daß sie den Sender gesehen hätte. Die britische Propaganda hatte eine Art Agentenhysterie verbreitet, die ans Lächerliche grenzte. Wenn die Abwehr tatsächlich über so viele Spione verfügte, wie die Zeitungen behaupteten, hätten die Briten den Krieg schon längst verloren.

Er trat zurück und betrachtete die Leiche mit gesenktem Kopf. Irgend etwas stimmte nicht. Er versuchte, sich in die Lage eines Sexualverbrechers hineinzusetzen. Wenn ich wahnsinnig vor Begierde nach einer Frau wie Una Garden wäre und sie getötet hätte, nur um mich an ihr auszutoben, was würde ich dann tun?

Natürlich: So ein Wahnsinniger würde ihre Brüste sehen wollen. Faber beugte sich über den Körper, packte den Ausschnitt des Nachthemdes und riß ihn bis zur Hüfte auf. Ihre großen Brüste sackten zur Seite.

Der Polizeiarzt würde bald herausfinden, daß sie nicht vergewaltigt worden war, aber das spielte keine Rolle. Faber hatte auf einem Kriminalistenlehrgang in Heidelberg erfahren, daß viele Sexualverbrechen nicht vollendet wurden. Außerdem hätte er die Täuschung nicht so weit treiben können, auch nicht für Deutschland. Er verdrängte den Gedanken.

Faber wusch sich noch einmal die Hände und zog sich an. Es war fast Mitternacht. Er würde noch eine Stunde warten, bevor er verschwand. Das war sicherer.

Er setzte sich, um zu überlegen, was er falsch gemacht hatte.

Zweifellos hatte er einen Fehler gemacht. Wenn er wirklich an alles gedacht hätte, wäre er völlig sicher gewesen, hätte niemand hinter sein Geheimnis kommen können. Mrs. Garden war dahintergekommen, oder besser gesagt, sie wäre dahintergekommen, wenn sie ein paar Sekunden länger gelebt hätte. Also war er nicht völlig sicher gewesen, also hatte er keine vollkommene Tarnung gehabt, also hatte er einen Fehler begangen.

Er hätte einen Riegel an der Tür anbringen sollen. Es war besser, für chronisch schüchtern gehalten als nachts heimlich von Hauswirtinnen im Nachthemd und mit Zweitschlüsseln besucht zu werden.

Das war der äußere Fehler. Der entscheidende, grundlegende Fehler aber bestand darin, daß er eine zu gute Partie war, um Junggeselle zu sein. Es war ein ärgerlicher, kein selbstgefälliger Gedanke. Er wußte, daß er ein netter, attraktiver Mann war und es keinen offensichtlichen Grund dafür gab, weshalb er unverheiratet sein sollte. Er begann, darüber nachzudenken, wie er das in Zukunft erklären sollte, um sich Frauen wie Mrs. Garden vom Hals zu halten.

Der Grund war in seinem eigentlichen Wesen zu suchen. Warum war er noch ungebunden? Voller Unbehagen rutschte er auf seinem Stuhl herum, weil er ungern

Selbstbespiegelung betrieb. Die Antwort war einfach. Er hatte keine Frau, weil er Agent war. Weitere Gründe, sollte es sie geben, interessierten ihn nicht.

Er würde die Nacht im Freien verbringen müssen – im Highgate Wood. Am nächsten Morgen würde er seine Koffer in der Gepäckaufbewahrung eines Bahnhofes abgeben und dann abends zu seinem Zimmer in Blackheath fahren.

Seine zweite Identität würde ihm Schutz bieten. Es war kaum zu befürchten, daß die Polizei ihn fassen würde. Der Handelsreisende, der das Zimmer in Blackheath an Wochenenden bewohnte, war ein ganz anderer Typ als der Eisenbahnangestellte, der seine Hauswirtin ermordet hatte. In Blackheath kannte man ihn als gesprächig, vulgär und aufdringlich; er trug auffallende Krawatten, schmiß im Pub Runden und kämmte sein Haar anders. Die Polizei würde nach einem schäbigen kleinen Triebtäter fahnden, der nicht piep sagen konnte, bis er sexuell erregt war. Niemand würde einen zweiten Blick auf den gutaussehenden Vertreter im gestreiften Anzug verschwenden, der offensichtlich ständig auf Frauen scharf war und es nicht nötig hatte, sie umzubringen, damit sie ihm ihren Busen zeigten.

Er würde sich noch eine weitere Identität zulegen müssen – zwei waren das mindeste. Er brauchte eine neue Arbeitsstelle und neue Papiere: Paß, Kennkarte, Markenheft und Geburtsurkunde. Zum Teufel mit Mrs. Garden. Warum hatte sie sich nicht wie gewöhnlich betrunken, bis sie einschlief?

Es war ein Uhr. Faber schaute sich ein letztes Mal im Zimmer um. Es war ihm gleichgültig, daß er Spuren hinterließ. Seine Fingerabdrücke waren natürlich im ganzen Haus zu finden; niemand würde daran zweifeln, wer der Mörder war. Auch verspürte er kein Bedauern, den Ort zu verlassen, der zwei Jahre sein Zuhause gewesen war. Er hatte ihn nicht als sein Zuhause betrachtet. Noch nie hatte

er etwas als sein Zuhause angesehen. Dies hier würde für ihn immer nur das Zimmer sein, in dem er gelernt hatte, daß an eine Tür ein Riegel gehört.

Er knipste das Licht aus, nahm seine Koffer, schlich die Treppe hinunter, aus der Tür hinaus und verschwand in der Nacht.

ERSTER TEIL – KAPITEL 2

Heinrich II. war ein bemerkenswerter König. In einem Zeitalter, in dem der Begriff »Blitzbesuch« noch nicht geprägt worden war, eilte er mit einer solchen Geschwindigkeit zwischen England und Frankreich hin und her, daß man ihm magische Kräfte zumaß – ein Gerücht, das er verständlicherweise mitnichten zu unterdrücken suchte. Im Jahre 1173 – entweder im Juni oder im September, je nachdem, welche Quelle man bevorzugt – kam er nach England und reiste so schnell wieder nach Frankreich ab, daß kein zeitgenössischer Schreiber es je festhalten konnte. Später entdeckten Historiker Aufzeichnungen über die Kosten seiner Unternehmungen in den Schatzkammerrollen. Damals wurde sein Königreich im Norden und Süden von seinen Söhnen angegriffen – an der schottischen Grenze und im Süden von Frankreich. Aber was genau war der Zweck seines Besuches? Mit wem traf er sich? Warum wurde der Besuch geheimgehalten, obwohl der Nimbus von der magischen Reisegeschwindigkeit des Königs eine Armee aufwog? Was erreichte er damit?

Dieses Problem beschäftigte Percival Godliman im Sommer des Jahres 1940, als Hitlers Armeen wie eine Sichel über die französischen Kornfelder fegten und die Briten in heillosem Durcheinander unter blutigen Verlusten aus dem Kessel von Dünkirchen flohen.

Professor Godliman wußte mehr über das Mittelalter als irgend jemand sonst. Sein Buch über den Schwarzen Tod hatte alle bisherigen Thesen der Mittelalterforschung über den Haufen geworfen; es war sogar ein Bestseller gewesen und als Penguin-Taschenbuch herausgekommen. Danach

hatte er sich einer etwas früheren und noch schwerer zugänglichen Periode zugewandt.

Eine der Sekretärinnen des Instituts fand Godliman um 12.30 Uhr an einem strahlenden Junitag in London über eine Handschrift gebeugt. Er übersetzte mühsam das mittelalterliche Latein und machte Notizen in seiner eigenen, noch weniger leserlichen Handschrift. Der Sekretärin, die ihren Lunch im Garten des Gordon Square essen wollte, gefiel der Handschriftenraum nicht, weil er nach Tod roch. Man brauchte auch ungefähr so viele Schlüssel, um dorthin zu kommen, wie bei einem Grabgewölbe.

Godliman stand wie ein Vogel auf einem Bein am Lesepult; ein Scheinwerfer strahlte sein Gesicht von oben unfreundlich an. Er hätte der Geist des Mönchs sein können, der das Buch verfaßt hatte und nun in der Kühle bei seiner geliebten Chronik wacht. Das Mädchen räusperte sich und wartete darauf, daß er sie bemerkte. Godliman war ein kleiner, kurzsichtiger Mann mit runden Schultern, der einen Tweedanzug trug. Sie wußte, daß er völlig vernünftig sein konnte, wenn man ihn einmal aus dem Mittelalter herausgezerrt hatte. Wieder hüstelte sie und sagte: »Professor Godliman?«

Er blickte auf und lächelte, als er sie erkannte. Jetzt wirkte er nicht mehr wie ein Geist, sondern eher wie ein vertrottelter Familienvater.

»Hallo!« sagte er erstaunt, als begegne er seiner Hausnachbarin mitten in der Sahara.

»Ich sollte Sie daran erinnern, daß Sie im Savoy mit Colonel Terry zum Lunch verabredet sind.«

»Oh, ja.« Er nahm seine Uhr aus der Westentasche und schaute auf das Ziffernblatt. »Wenn ich zu Fuß gehe, wird es Zeit.«

Sie nickte. »Ich habe Ihre Gasmasken mitgebracht.«

»Sie sind sehr aufmerksam!« Er lächelte wieder, und sie kam zu dem Schluß, daß er ganz nett aussah. Er nahm die

Gasmaske. »Brauche ich meinen Mantel?«

»Sie hatten heute morgen keinen dabei. Es ist ziemlich warm. Soll ich hinter Ihnen abschließen?«

»Vielen Dank, vielen Dank.« Er zwängte sein Notizbuch in die Jackentasche und ging hinaus.

Die Sekretärin blickte sich um, erschauerte und folgte ihm.

Colonel Andrew Terry war ein Schotte mit rotem Gesicht, und er war spindeldürr, was daran liegen mochte, daß er schon ein Leben lang stark rauchte. Er hatte schütteres dunkelblondes Haar, das ausgiebig pomadisiert war. Godliman traf ihn an einem Ecktisch im Savoy Grill an; er trug Zivil. Drei Zigarettenstummel lagen im Aschenbecher. Terry stand auf, um ihm die Hand zu schütteln.

Godliman sagte: »Morgen, Onkel Andrew.« Terry war der jüngere Bruder seiner Mutter.

»Wie geht's, Percy?«

»Ich schreibe ein Buch über die Plantagenets.«

Godliman setzte sich.

»Sind deine Handschriften immer noch in London? Das überrascht mich.«

»Wieso?«

Terry zündete sich eine weitere Zigarette an. »Du solltest sie aufs Land bringen, um sie vor Bomben zu schützen.«

»Wirklich?«

»Die halbe Nationalgalerie ist in ein Riesenloch irgendwo in Wales verpflanzt worden. Wäre vielleicht vernünftig, auch dorthin zu verschwinden. Der junge Kenneth Clark ist mehr auf Zack als du. Du hast doch bestimmt nicht mehr viele Studenten.«

»Das stimmt.« Godliman ließ sich von einem der Kellner die Speisekarte geben und sagte: »Ich möchte nichts zu trinken.« Terry sah seine Speisekarte nicht an. »Im Ernst, Percy, warum bist du noch in der Stadt?«

Godlimans Augen schienen klar zu werden wie das Bild auf einer Leinwand, wenn der Projektor scharf eingestellt wird, als müsse er zum erstenmal nachdenken, seit er das Restaurant betreten hatte. »Es ist richtig, wenn Kinder und Leute von der Bedeutung eines Bertrand Russell nicht hier bleiben. Aber ich – mir käme es vor, als lief ich davon und ließe andere für mich kämpfen. Das ist natürlich kein sehr rationales Argument, sondern reine Gefühlssache, nichts Logisches.«

Terry lächelte wie jemand, dessen Erwartungen sich erfüllt haben. Doch er ließ das Thema fallen und studierte die Speisekarte. Nach einer Weile sagte er: »Du meine Güte, *Le-Lord-Woolton-Pastete!*«

Godliman grinste. »Ich bin sicher, daß es trotzdem nur Kartoffeln und Gemüse sind.«

Als sie bestellt hatten, fragte Terry: »Was hältst du von unserem neuen Premierminister?«

»Der Mann ist ein Esel. Aber Hitler ist immerhin ein Narr, und sieh nur, wie erfolgreich er dabei ist. Und was meinst du?«

»Wir können mit Winston auskommen. Wenigstens ist er entschlossen, Krieg zu führen.«

Godliman zog die Augenbrauen hoch. »Wir? Bist du wieder dabei?«

»Ich habe eigentlich nie damit aufgehört.«

»Aber du hast doch gesagt – «

»Percy. Kannst du dir eine Dienststelle vorstellen, wo alle ausnahmslos behaupten, nicht für die Armee zu arbeiten?«

»Das ist doch nicht zu glauben. Die ganze Zeit ... «

Der erste Gang wurde gebracht. Sie brachen eine Flasche weißen Bordeaux an. Godliman aß eingelegten Lachs und wirkte nachdenklich.

Schließlich sagte Terry: »Denkst du an das letzte Mal?«

Godliman nickte. »Ich war noch jung damals. Eine schreckliche Zeit.« Doch seine Stimme klang sehnsüchtig.

»Dieser Krieg ist ganz anders. Meine Leute gehen nicht hinter die feindlichen Linien und zählen Biwaks wie ihr. Na ja, das kommt noch vor, aber das ist heutzutage nicht mehr so wichtig. Wir hören einfach den Funkverkehr mit.«

»Senden sie nicht verschlüsselt?«

Terry zuckte die Achseln. »Codes können geknackt werden. Wir erfahren heute fast alles, was wir wissen wollen.« Godliman blickte sich um, aber niemand war in Hörweite. Er brauchte Terry nicht zu sagen, daß solch sorgloses Gerede lebensgefährlich sein konnte.

Terry fuhr fort: »Meine Aufgabe ist es eigentlich, dafür zu sorgen, daß *sie* nicht die Informationen kriegen, die sie über *uns* benötigen.«

Als nächster Gang folgte Hühnerpastete. Rindfleisch stand nicht auf der Karte. Godliman schwieg, doch Terry sprach weiter.

»Canaris ist ein komischer Bursche. Admiral Wilhelm Canaris, Chef der Abwehr. Ich habe ihn einmal getroffen, bevor es losging. England gefällt ihm. Ich würde sagen, daß er von Hitler nicht sehr begeistert ist. Jedenfalls wissen wir, daß er den Befehl erhielt, eine großangelegte Geheimdienstoperation gegen uns einzuleiten, als Vorbereitung auf die Landung in England – aber er tut nicht viel. Einen Tag nach Kriegsausbruch haben wir seinen besten Mann in England verhaftet. Er sitzt im Wandsworth-Gefängnis. Unbrauchbar, die Spione von Canaris. Alte Damen in Pensionen, verrückte Faschisten, kleine Gauner!«

Godliman unterbrach: »Hör zu, mein Lieber, jetzt reicht's.« Er zitterte leicht, er war wütend und wurde aus dem Gesagten nicht schlau. »All das ist geheim. Ich will davon nichts wissen!«

Terry war unbeeindruckt. »Möchtest du noch etwas? Ich nehme Schokoladeneis.«

Godliman stand auf. »Nein, danke. Ich gehe zurück an meine Arbeit, wenn es dir nichts ausmacht.«

Terry blickte kühl zu ihm hoch. »Die Welt kann auf deine Neueinschätzung der Plantagenets warten, Percy. Wir haben Krieg, mein Guter. Ich möchte, daß du für mich arbeitest.«

Godliman starrte ihn lange an. »Was in aller Welt könnte ich schon tun?«

Terry lächelte wie ein Wolf. »Spione fangen.«

Auf dem Rückweg zum College war Godliman trotz des Wetters niedergeschlagen. Keine Frage, er würde Colonel Terrys Angebot annehmen. Sein Land führte Krieg. Es war ein gerechter Krieg. Wenn er auch zu alt war, um an der Front zu kämpfen, war er immer noch jung genug, um zu helfen.

Doch der Gedanke, seine Arbeit unterbrechen zu müssen – und für wie viele Jahre? –, deprimierte ihn. Seine Liebe galt der Geschichte. Seit dem Tode seiner Frau vor zehn Jahren hatte ihn das mittelalterliche England ganz in Beschlag genommen. Ihm gefielen die Entwirrung von Geheimnissen, die Entdeckung kaum sichtbarer roter Fäden, die Lösung von Widersprüchen, die Demaskierung von Lügen, Propaganda und Mythen. Sein neues Buch würde auf seinem Gebiet das beste der letzten hundert Jahre sein, und die nächsten hundert würde sich kein anderes mit ihm vergleichen lassen. Es hatte sein Leben so lange Zeit beherrscht, daß der Gedanke, es im Stich zu lassen, fast unwirklich schien, so schwer zu verdauen wie die Nachricht, daß man Waise ist und überhaupt nicht verwandt mit den Menschen, die man immer Mutter und Vater genannt hat.

Das schrille Heulen der Sirenen unterbrach seine Gedanken. Er überlegte, ob er den Alarm ignorieren sollte. So viele Menschen taten es, und zu Fuß würde er nur zehn Minuten bis zum College brauchen. Aber er hatte keinen wirklichen Grund mehr, in sein Arbeitszimmer zurückzukehren – er wußte, daß er heute nicht mehr